

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 3 (1913)

**Heft:** 43

**Artikel:** Tessenberg und Ligerz

**Autor:** E.S.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-641365>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Zahnd blieb. Warum? Er wußte keine Antwort. Aber ein dunkles, dumpfes Gefühl der Verantwortung wuchs groß in ihm. Er wußte nicht, woraus es Nahrung sog. Und wußte selbst nicht, war es Lust oder Leid. Aber er hütete es, wie man ein Pflänzlein birgt vor Frost und Sturm.

Da standen seine Bücher an der Wand. Seit Jahren hatte er sie gesammelt und immer und immer wieder gelesen. Ihre Zahl war im Laufe der Zeit groß geworden. Er liebte sie wie Freunde. Und er war entschlossen gewesen, sie trotz des Verbotes nicht zu lassen.

Allein nun saß er da und konnte die Hand nicht heben, eines zu fassen. Aber er empfand es nicht wie Schmerz, dies Unvermögen. Es war ihm zu Mute wie einem Manne, dessen Freunde in fernen Ländern leben, und denen er die Erinnerung seliger Stunden schuldig ist und Treue.

Da öffnete sich leise die Türe der Kammer. Maria trat herein. Sie trug ein einfaches Leidgewand. Ihr Antlitz war sehr bleich, die Lippen blutleer. Aber ihre schönen, regelmäßigen Züge waren vergeistigt und Hermann konnte seinen Blick nicht von ihnen wenden.

Still setzte sie sich neben den Bruder hin, und als sie bemerkte, daß er vor leerem Tische saß, da sprach sie traurig: „Du bist einsam geworden unter uns!“

Er sah sie an: „Ich — einsam? Ja, wie meinst du das, Maria?“

Da fasste sie seine Hand: „Bist du nicht einsam, Hermann?“

„Ja vielleicht,“ sprach er.

Doch plötzlich richtete er sich auf und sah Maria forschend an: „Ihr zweifelt alle doch an mir, nicht wahr?“

Marias Wangen röteten sich leise. Ihre Augen füllten sich mit Tränen und ihre Stimme bebte, als sie erwiderte:

„Du weißt es ja, ich kann von Vaters Glauben nicht lassen.“  
„Ich habe dich lieb, so wie du bist, Maria!“



Wald und Weiden auf dem Tessenberg.

Und sie fuhr fort: „Denn dieser Glaube ist mein Glück; er gibt mir Kraft und Halt!“

„Ich sehe es täglich.“

„Doch niemals habe ich gezweifelt, daß du mit deinem Suchen nur Wahrheit willst. Dies dir zu sagen, bin ich hergekommen.“

Sie war wieder sehr blaß geworden. Und Hermann sprach: „Ich danke dir; doch du bist krank, Maria — bist du's nicht?“

Allein sie lächelte: „Das geht vorüber!“

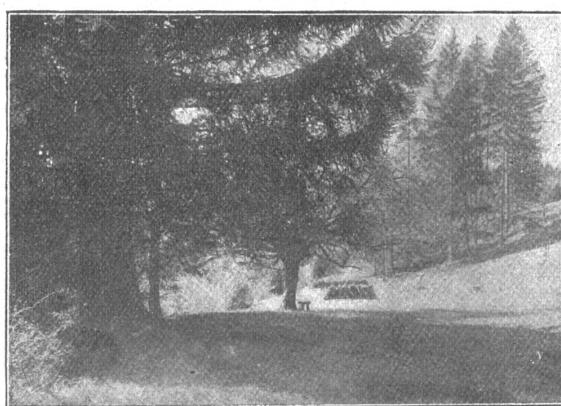
Und dann erhob sie sich und verließ das Zimmer.

„Du Liebe, Gute!“ flüsterte Hermann, als er wiederum allein war. (Fortsetzung folgt.)

## Tessenberg und Ligerz.

Ein Tagebuchblatt vom Bielersee.

In der Abendsonne leuchten die schlanken Juratannen wie Türme mit vom Feuerschein übertünchten Spitzen und weit drüben am Hang glühen die Fluren auf, wie blühende



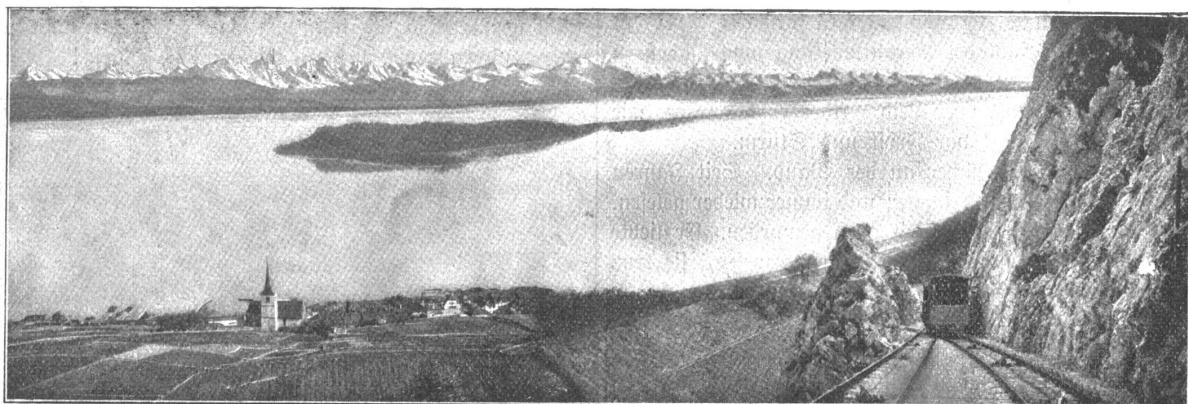
Waldpartie auf dem Tessenberg.

Rosengärten. Noch blauet der Himmel wie ein mächtiges Zelttuch über uns; nur fern im Westen steht rosiges Gewölk

über der Sonnenkugel. Wie mit spitzen, vergoldeten Fingern sticht die Sonne durch das Gebüsch, das den Abhang begrenzt. Wie mit goldenen Spritzen übersät und tagesmüde liegt das tiefe, tiefe Grün der Jurawiesen. Hier steht ein Busch verträumter Farben voll auf der Felsenmaße, die sich neugierig aus dem Erdreich streckt. Ein wenig vorwitzig und rücksichtslos trampelt eine Kuh auf ihr herum und läutet mit ihrem Glöcklein ein helles Lied in ein Land voll Schönheit, voll Wald, voll Wein und Selbstvergessenheit.

Der Tessenberg. — Fast lautlos schlängelt sich das Bähnlein dem starren Eisenweg nach. Es kommt von Ligerz, führt hart an Stufenmauern des Weingeländes vorbei und an steilem Felsgeschroß vorüber zu luftiger Höhe. Ein ganzen Wagen voll Jugend bringt es heute mit; und frohe Lieder und Gitarrenklang verbreiten ihre Tonwellen über das herrliche, unsäglich schöne und lustige Stückchen Bernerland.

Tief unten aber wellt der See, der weithin schimmernd an dampfenden Ufern ruht und immer anders ist, wie oft man auch seinen Spiegel überseht. Eben noch lag er in violettem Blau da, lässig gekräuselt und gegen die Ufer zu grünlich schimmernd. Jetzt ist er ein blankes Schild, durch das die Sonne eine goldene Strafe zieht und dessen Ufer ein blaurötlicher Nebel verbrämt. Wie groß muß doch der Durst der Erde sein, die jahrhunderte lang ihre Bunge lech-



Ligerz, St. Petersinsel und die Alpen.

zend ins Wasser streckt und nie ein Genügen kennt. — Berfachte Räuchlein streichen über die Petersinsel, an dessen einem waldbumrauschten Ufer eben ein Kahn wie eine schaukelnde Rüsschale anlegt. Von der Höhe des Teffenberges aber sieht es aus, als würden zappelnde Ameisen dem leichten Gefährt entsteigen und sich über das verschwiegene, wie ein klösterliches Refugium anmutende Halbinselchen zu ergießen. Ein seebespültes Landzüngelchen voll Sage, Geschichte und Bevölktheit, das von der großen Vergangenheit erzählt, wie eine Witwe, die von der Erinnerung an ihr einstiges Glück zieht. — Was nützt die blaße Wut des Nachbars Hagneschwerk. Er mag minutlich viel tausend Liter Wasser aus dem zahnlosen, weiten Nachen verschäumen, daß die Luft von Wasserduft getränkt erzitternd nach dem Teffenberg flieht, das Inselchen liegt auf festem Grund gebettet und scheint in weicher, liebenswürdiger Resignation zu lächeln, wenn der Wald auf ihm sein Abendschlaflied singt. Ein breites, wohliges Behagen liegt über ihm an einem milden Sommerabend, und wenn wie jetzt, ein Sonnenstrahl sich in einem Fleckchen Rot des gastlichen alten Hauses versängt, winkt etwas Stilles, Unausgesprochenes herüber, aber etwas Herzliches, wie ein "Grüß Gott". —

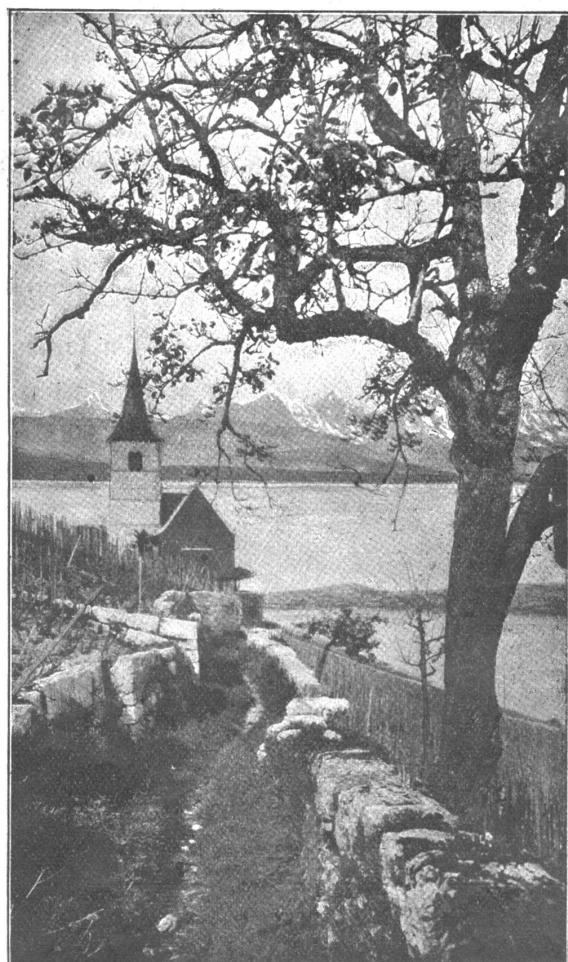
Der Weg führt abwärts; erst über weiche Teppiche, daß die Sohle versinkt, und dann über Steine und luftiges Geröll. Man tritt in Kühle und geheimnißschweres Waldgeflüster. Vielhundertjährige Tannen bestehen den Pfad, der eine weite Schneckenlinie ist. Aus hochgebohnenen Wurzelhöhlen gähnt tiefe, schweigende Nacht, die vor weiß welch Getier im Schlummer umfängt. Noch immer hängt rotgoldenes Licht wie Nixenpuck an den Hängen, an den Buchenästen und Haselnußzweigen, daß sie firren und singen und lange goldene Fäden spinnen.

Der Wald öffnet sich; voll Ehrfurcht treten die Bäume zurück vor dem Wilde zu unsern Füßen. Denn dort liegt eine Welt in rosige Schleier gehüllt, die im Westen eine glutvolle Pracht, von großer stiller und schweigender Schönheit ist. Wie blaße, violette Schattenbilder starren die blinden Türme der nach Größe drängenden Stadt Biel herüber und scheinen zu zittern. Über den scheu aneinandergedrückten Häusern brodelt ein Dampf und ein Rauch, als wäre dort drüben die brennende Stadt und in ihr alles Leben erstorben. Indessen senkt sich langsam die blaue Stunde des Abends nieder und unten vom See her huschen kleine Nebelzehen wie Hexlein der Petersinsel nach.

Der Wald wird dichter. Schauernde Märchenstimmung schleicht zwischen den Baumstämmen um. Das dichte Laubwerk verbirgt den See. Ein Vogel singt. Ein anderer lockt, fernere antworten, und einer flattert aufkreischend und flüchtend ganz nahe an mir vorbei durch das Gezweig.

Und plötzlich tritt aus einem Seitenpfad ein Mägdelein auf den Weg und schaut aus großen, verwunderten Augen

auf mich, die fast ängstlich fragen: "Was tuft du hier? — Hast du dich verirrt?" — Ganz schlicht, fast ärmlich ist es gekleidet und trägt ein rundes Körbchen voll fleischiger Himbeerfrüchte im Arm. Sein Haar ist von weicher, schmeichelnder Blondheit und sein Gang von singender Anmut und beweglicher Grazie. Still und betrachtend gehe ich hinter ihm her und lasse unbewußt das hilflos Schieue seiner Erscheinung in dieser duftenden farbigen Sommerabendluft auf mich wirken. Da bleibt es stehen in seiner schmalen Schlankheit, dreht sich ängstlich um, verweilt und geht weiter. Ehe ich mich



Kirche von Ligerz und die Alpen.

versehe, haben sich meine Augen in seinen zittrigen, lichten Haarwellen verfangen. — — Die Augen, die dummen!

Wir treten gemeinsam, unter Scherzen und Lachen, in den mit gelben Kalksteinen eingefassten Weg, der abschüssig und in breitem Bogen sich nach dem Dorfe Ligerz windet. — Noch arbeiten in den Wein-gärten, die wie breite Trep-pen nach dem See abstei-gen, schwitzende Männer in zurückgestülpten Hemd-ärmeln, die Vitriolspritzer am Rücken, und Frauen in roten Kopftüchern über müden, verarbeiteten Ge-sichtern und führen die Haken so eifrig und rü-hrig, als gälte es dem gel-ten, steinigen Boden rotes Gold abzuzwingen. Mür-risch ist ihr Gruß und ver-

drossen wie von Leuten, die in harter Fron nützlose Arbeit verrichten. „Ja“, sagt meine Begleiterin und macht traurige Augen, „die letzten Jahre waren den Weinbauern nicht günstig. — Mehr als ein Wingert bringt dieses Jahr nicht ein, was die Leute beim Hacken und Fälen vertrinken. Wenn es nicht bald besser wird, müssen wir alle verlumpen.“ —

Über allen Dächern, Schornsteinen und Giebelmauern hinweg winkt die Kirche von Ligerz das Willkommen herauf. Das ist nicht eine, die altersschwach, in sich zusammengesunken am Ufer steht, sondern eine, die trotz ihrer Jahrhunderte sich stolz und schützend über dem Dorfe erhebt und deren Turmspitze an hellen Tagen bis weit nach den Alpen sieht. 1261 soll sie gebaut worden sein; aber mein Gott, wer will es ermitteln, wie mancher Stein aus dieser grauen Vorzeit noch an ihr haften geblieben ist. Wohl liegen hinter ihr, unter dem niedern Schirmdäcklein des kleinen Anbaues, wo das Gras in der Dachrinne wächst, alte behauene Steine, die Wappen und fremde Namen enthalten, sonst aber genährt an seinem Neufzern nichts an sein hohes Alter. Noch spät am Abend, als die Dämmerung schon begann ihre grauen feinmaschigen Reize um Häuser und Bäume zu schlingen, gelingt es mir durch die Liebenswürdigkeit eines mit den Verhältnissen vertrauten alt Pfarrherrn, der allein das Ruheneß des versteckten Schlüssels kennt, das Innere der Kirche zu be-



Ligerz, Stationen und Dampfschiffstände.

sehen. Gleich nach dem Eintritt fällt dem Besucher, wenn er das schwere Ungeheuer von einem Ofen neben der Türe übersieht, die mächtige etwa 3 m hohe, in feingeschnittenem Rahmen hängende Tafel auf, die die Zehn Gebote Gottes, in altfranzösischer Sprache enthält. Trotz des Halbdunkels im Raum leuchten prächtige Wappenscheiben edler Berner Ge-schlechter in warmen, satten Farben aus den Fenstern und stumm und würdig an vergangene katholische Zeiten ge-mahnt das im Chor stehende achteckige Taufbecken mit dem buntgemalten hohen Turm. Gewiß nicht alltäglich ist auch der Aufgang zur Kanzel, der aus einer Art Sakristei durch eine meterdicke Mauerwand einige Stufen emporführt. Das Stundenglas aber, das von der Kanzel absteht und wohl nach alter Sitte dem Prediger die Länge seines Wortes vor-schreibt, mahnt uns an die Vergänglichkeit alles Seins und wir finden plötzlich, daß das Kirchlein eine schlafende Moder-lust erfüllt. —

Es ist Nacht geworden. Wie ein breites, schwarz-sammetenes Tuch liegt der See vor uns ausgebreitet. Von fern her flackern vereinzelte Lichter auf und suchen eine Straße auf dem Wasser. Ein Kahn fährt dem Ufer nach. Man hört das Klatschen der Ruder und das Lachen fröhlicher Jugend. Wir aber wissen ein Wirtshaus, das freundlichen Gruß winkt und dessen tiefe Keller voll sind des herben Seeweins; da gehen wir hin.

E. Schr.

## Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.

Als der Jahrestag der Völkerschlacht im Jahre 1814 wiederkehrte, forderte der deutsche Patriot E. M. Arndt seine Zeitgenossen auf zur Errichtung eines Erinnerungsmals, das des großen Ereignisses würdig wäre „Ein kleines, unscheinbares Denkmal“, schrieb er, „tut es nicht. Es muß draußen stehen, wo so viel Blut floß. Es muß so stehen, daß es ringsum von allen Straßen gesehen werden kann, auf denen die verbündeten Heere herangezogen. Soll es ge-sehen werden, so muß es herrlich sein, wie ein Kolos, eine Pyramide, ein Dom zu Köln.“

Dieser Aufruf Arndts weckte wohl in einzelnen Kreisen lebhafte Begeisterung, sie erlosch aber bald wieder, als die Fürsten nach dem Sturz Napoleons in so kleinlicher Weise

das Freiheitsstreben des deutschen Volkes darnieder hielten und Umland zornig dichtete:

„Bermalmt habt ihr die fremden Horden,  
Doch Freie seid ihr nicht geworden!“

Als 50 Jahre um waren (1863), tauchte die Idee wieder auf, allein ob den ausbrechenden Kämpfen von 1864 — 1871 legte sie sich wieder schlafen und erwachte erst Ende des Jahrhunderts wieder. Nun mußte ein Leipziger Schlachtdenkmal zugleich auch die Macht und Kraft des neuerrstandenen deutschen Reichs wieder spiegeln. Die Ehrenschuld an die Kämpfer von 1813 abzutragen, dieser Gedanke, zweimal vertagt, fand jetzt einen Vorkämpfer, der nicht ruhte, bis das Denkmal stand. Es war der Leipziger Architekt Clemens